

Der österreichische Rundfunk "ergänzt" den Religionsunterricht

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **39 (1956)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unserer Weltanschauung kann nur aus einem unerbittlichen wahrhaftigen und rücksichtslos mutigen Denken kommen.» Wer aber unerbittlich wahrhaftig und rücksichtslos mutig denkt, der kommt zu den Schlüssen eines Max Nordau, dessen Worte heute noch mehr am Platze sind als vor 73 Jahren. Deshalb haben wir Nordaus Schrift wieder einmal ausgegraben.

Der österreichische Rundfunk «ergänzt» den Religionsunterricht

Am 21. Mai dieses Jahres war im Sender Wien II eine Schulfunksendung zu hören, die für uns Freidenker insofern interessant war, weil sie wieder einmal bewies, wie oberflächlich manche Theologen sogenannte «religiöse Probleme» behandeln. Das Thema der betreffenden Sendung lautete: «*Gibt es Völker ohne Gottesglauben?*» Als «fachmännischer Berater» trat ein ehemaliger Missionar auf, der einst in Afrika unter den Zwergvölkern (Pygmäen) tätig war. Was er von diesen auf tiefster Kulturstufe lebenden Primitiven berichtet, hat mit Gottesglauben nichts zu tun, das ist glatte Irreführung, denn wir finden dort wohl einen Zauberglauben, der auf magischen (vorlogischen) Vorstellungen beruht. (Vgl. Lucien Lévy-Brühl «Das Denken der Naturvölker» 1921.) Dem Urmenschen erschien die ganze Natur als beseelt; er belebte die ganze Welt mit unsichtbaren, ansonst aber menschenähnlichen Wesen, d. h. mit Geistern, deren Gunst man zu erringen trachten mußte. Woher sollte da eine Gottesvorstellung kommen? Dem Naturgeschehen stand der Urmensch verständnislos gegenüber, daher wurde er durch unerwartete Naturvorgänge (Sonnen- und Mondesfinsternisse, Vulkanausbrüche und Ueberschwemmungen) in panischen Schrecken versetzt. Es dauerte recht lange, bis der Mensch gewisse Regelmäßigkeiten im Naturablauf entdeckte, die er teilweise in einen gedanklichen Zusammenhang mit den Gestirnen brachte. Nun erst taucht das auf, was man als den Anfang eines Gottesbegriffs bezeichnen kann: Die Naturkräfte werden personifiziert und die Naturvorgänge werden dramatisiert. Ein recht instruktives Beispiel dieser Art bietet die Siegfriedssage, die das Wiedererwachen der Erde im Frühling symbolisiert: Im Winter versinkt die Erde in tiefen Schlaf; alles Leben erstirbt auf ihr, und sie wird von einem starren Eispanzer überdeckt. Erst der Frühlingssone gelingt es, mit ihren

scharfen Strahlen, diesen Eispanzer (Brünne) zu sprengen und die Erde (Brünnhilde) zu neuem Leben wachzuküssen. Eine echte Natursage, die in poetischer Form wiedergibt, was sich alljährlich immer von neuem abspielt. Solche Natursagen liegen auch — direkt oder indirekt — in den altgriechischen Göttersagen verborgen. So wird der Göttin Ceres ihre Tochter Persephone durch den Gott der Unterwelt (Hades) geraubt; sie wendet sich mit einer Klage an den obersten Gott (Zeus), um ihre Tochter wieder zu erlangen. Zeus entscheidet salomonisch: Persephone möge ein halbes Jahr bei Hades verweilen, dann aber auf ein weiteres Halbjahr ihrer Mutter Ceres wiedergegeben werden. Der Sinn dieser Sage ist nicht so offenkundig wie der der Siegfriedssage, aber immerhin allgemeinverständlich: Persephone ist das Samenkorn, das in die Erde (Hades) versenkt wird, wo es verbleibt, bis es zu sprießen beginnt, d. h. der Oberwelt wiedergegeben wird. Man merkt schon jetzt, daß die Griechische Mythologie sich wesentlich von der «geoffenbarten» Religion des Alten Testaments unterscheidet: Diese Naturgötter repräsentieren selbst ein Stück Natur (Poseidon, der Gott des Meeres, wühlt mit seinem Dreizack die Wogen des Ozeans auf, während der Sonnengott Helios täglich seinen Sonnenwagen über den sichtbaren Teil des Himmelsgewölbes lenkt, wobei sein Kommen durch die Horen [Morgenröte] verkündet wird) und sind daher, wie Wotan, durch «Verträge», d. h. durch Naturgesetze gebunden, während der Bibeltott nach Gutdünken die Naturgesetze bricht und die Sonne stille stehen läßt, wenn es ihm paßt. Das kommt nicht von ungefähr, sondern hat tiefer liegende Gründe: Die Religion der Griechen, die zum größten Teil von den Römern übernommen wurde, war eine ausgesprochene Naturreligion (ihre Götter benehmen sich oft genug recht menschlich), während der Eingottglaube der Juden sozial bedingt ist. Schon deshalb ist es recht oberflächlich, die verschiedensten Gottheiten auf der Erde in einen Topf zu werfen, nur um zu dem fadenscheinigen Argument zu gelangen, daß es — angeblich — kein Volk auf Erden gibt, das als gottlos zu bezeichnen ist. Das mochte der ehemalige Missionar den Pygmäen in Afrika weismachen; wir wissen es auf Grund der vergleichenden Religionsforschung besser und verwahren uns dagegen, daß der (staatlich anerkannte) Schulfunk dazu mißbraucht wird, um historische Tatbestände zu verschleiern.

Es ist schon irreführend, wenn man in der religionsgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit übersieht, daß es eine große Epoche

gegeben hat, in der die Frau das ökonomische Uebergewicht besessen hatte und deren letzte Ausläufer noch auf den Südsee-Inseln im Pazifischen Ozean zu finden sind. (Vgl. die einschlägigen Arbeiten des englischen Ethnologen *Bronislaw Malinowski*.) Diese Epoche ist namentlich durch die Forschungen des Schweizer Kulturhistorikers *J. J. Bachofen* erschlossen worden, der sie als «mutterrechtliche» bezeichnet hat; in ihr dominieren die großen Muttergottheiten Astarte und Isis, deren Kult namentlich im vorderen Orient verbreitet war. Der Uebergang vom Mutterrecht zum Patriarchat wird gekennzeichnet durch die «Orestie» des *Aischylos*, deren tieferer Sinn lange nicht verstanden wurde. Nunmehr tritt das soziale Element in der Religionsgeschichte immer deutlicher hervor; die Naturreligionen werden durch die Kulturreligionen abgelöst, bei denen das gesellschaftliche Moment dominiert. Dies wird in der Bibel unmittelbar sichtbar, wo der Zusammenschluß der zwölf jüdischen Stämme sich in einem gemeinsamen Gott dokumentiert. Der Wettergott vom Berge Sinai, der noch alle Kennzeichen einer personifizierten Naturkraft an sich hat — in seinem Charakter weht der Gluthauch der Wüste — avanciert zu einem Alleinherrscher, der despotisch verkündet: «Ihr sollt keine anderen Götter haben neben mir!» Aber es erfolgt ein arger Rückschlag, sobald die Juden durch die babylonische Gefangenschaft mürbe gemacht wurden; da beginnen sie zu winseln und sehnen sich nach Erlösung: der Messiasgedanke wird geboren. Wer diese Zusammenhänge richtig erkennt, wird sich nicht darüber wundern, daß man in einer Höhle am Toten Meer eine Schriftenrolle gefunden hat, die aus der Zeit stammt, da es in Palästina eine Sekte gab, die sich Essener nannte und — vor Jesus — Ansichten vertrat, die später in den Evangelien auftauchen. Es klingt grotesk, ist aber psychologisch durchaus verständlich, daß dort eine Stelle entdeckt wurde, die wortwörtlich mit der Bergpredigt übereinstimmt.

Daraus folgt, daß es für die Existenz Gottes nichts beweist, selbst wenn wir wirklich bei allen Völkern eine Gottesvorstellung finden würden. Denn dies wäre auch durch mündliche Ueberlieferung zu erklären. Praktisch entscheidend ist nicht der Gottesbegriff an sich, sondern die unbestreitbare Tatsache, daß der Gottesbegriff sich ständig gewandelt hat, und zwar nach Maßgabe der sozialen Verhältnisse, die von Volk zu Volk wechseln.

Uebrigens ist es nicht einmal richtig, daß in allen Religionen ein Gott zu finden ist. Da haben wir einmal den Buddhismus, dessen Be-

gründer vor 2500 Jahren geboren wurde und zu dessen Ehren gegenwärtig große Feiern veranstaltet werden. Buddha war ein Königssohn, der von seinen Eltern — fern allem Erdenleid — erzogen wurde. Die Sage erzählt, daß er einst auf einem Spaziergang einem hinfälligen Greis begegnete und so erfuhr, daß alle Menschen — also auch er selbst — einst dem Alter verfallen müssen. Ein andermal traf er auf einen kranken Menschen und erfuhr zu seinem Leidwesen, daß dies allen Menschen — also auch ihm — passieren könne. Der lebensfrohe Prinz wurde nachdenklich. Und ein drittes Mal stieß er auf einen Leichenzug und erfuhr, daß alle Menschen sterben müssen und daß auch er diesem Schicksal verfallen werde. Da sagte er zu sich, daß das ganze Dasein doch keinen Sinn habe, wenn solche Unabänderlichkeiten auf Erden bestehen. Und er meditierte:

«Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
sei nicht in Freud darüber, es ist nichts.
Und ist dir einer Welt Besitz zerronnen,
sei nicht in Leid darüber, es ist nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
geh an der Welt vorüber, es ist nichts!»

In diesen Worten dokumentiert sich eine tief pessimistische Weltanschauung, und die Sage berichtet, daß Buddha sich in die Einsamkeit zurückzog und seine Weltabkehr begründete: Um allen Leiden zu entrinnen, ist es notwendig, die eigene Lebensbegierde zu überwinden, denn jede Begierde schafft nur neue Leiden. Es bleibt uns nur ein Ziel — ein Ziel, aufs innigste zu wünschen —: einzugehen in das Nichts, in das Nirwana, wo alle Begierde, also auch alles Leid ausgelöscht ist. Es ist der Gedanke der Askese, der übrigens auch im Christentum wieder auftaucht, welche Ideologie sozusagen «zeitgemäß» wird, da alle Lebenshoffnungen versagen. Man denke nur an jene Sklaven in der Antike, die an den Ruderbänken der Galeeren angeschmiedet waren und daher am Diesseits verzweifeln mußten. Doch wir haben hier nicht zu moralisieren, sondern wollen nur der Behauptung des ehemaligen Missionars entgegenreten, der sich eine Religion ohne Gott gar nicht vorstellen kann. Nun, im Buddhismus gibt es keinen Gott, was natürlich nicht ausschließt, daß es primitive Buddhisten gibt, die den Religionsstifter wie einen Gott verehren.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit auch an die Bahai-Religion, die von dem Schweizer Forscher *August Forel* als eine reine Sittlichkeitslehre, also als eine Religion ohne Gott gerühmt wurde. Zum

Schluß sei noch vermerkt, daß in den Märcen aller Völker Tiere als sprechend auftreten. Ist das etwa ein Beweis dafür, daß es wirklich sprechende Tiere gibt? Nein. Selbst wenn es tatsächlich so wäre, wie der fromme Missionar sich es zusammendichtet, daß es keine Völker gibt, die gänzlich gottlos sind, so könnte man daraus nur schließen, daß in unserem Denken bestimmte «bedingte Reflexe» (*Pawlow*) vorwalten, die uns als Realität vortäuschen, was in Wahrheit nur einer inneren Wunschvorstellung entspringt. Mit solchen primitiven «Gottesbeweisen» möge uns daher künftig der österreichische (und der schweizerische!) Schulfunk verschonen. Wir leben denn doch nicht mehr im Mittelalter. H.

Jesuitenmoral:

Heiligung der Mittel durch den Zweck

Wem der Zweck erlaubt ist, dem ist auch das Mittel erlaubt, welches durch seine natürliche Beschaffenheit zu diesem Zwecke führt.

Jacobus Illsung. Arbor scientiae.
Dillingen 1693. S. 153.

Wem der Zweck erlaubt ist, dem sind auch die zur Erreichung des Zweckes angeordneten Mittel erlaubt.

Paulus Laymann. Theologia moralis.
München 1625. S. 20.

Wem der Zweck erlaubt ist, dem sind auch die Mittel erlaubt.

Hermanus Busenbaum. Medulla theologiae moralis. Frankfurt 1653. S. 504. Neu aufgelegt: Rom 1844.

Jedenfalls kann man seinem Nächsten übel wollen, ohne zu sündigen, wenn man nur dazu durch einen guten Zweck bewegt wird.

Et. Bauny. Somme des péchés. 1653. S. 77.

Es ist wahr, daß aus Verpflichtung, den Zweck zu erreichen, das Recht erwächst, die zur Erreichung desselben nötigen und nützlichen Mittel sich zu verschaffen.

Matteo Liberatore. La chiesa e lo Stato. Neapel 1871. S. 205.